

Frauenstimme

Nr. 13 * 46. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

11. Juli 1929

Der Mann, der seine Frau ernährt.

Die Redaktion veröffentlicht diese Bemerkungen eines Mannes über die Abhängigkeit der Frau in der Ehe als einen Diskussionsbeitrag und lädt zu Erwidern Lesern und Leserinnen ein.

Im letzten Jahrhundert ereigneten sich vielerlei Umwälzungen. Auch die Stellung der Frau in der Wirtschaft und Gesellschaft wandelte sich. In den persönlichen Beziehungen zwischen Mann und Frau hat sich jedoch viel weniger geändert. Sie bewegen sich meist noch in demselben kleinbürgerlichen Milieu wie vor 30, 50 und 100 Jahren. Die Frau wird vom männlichen Wesen immer noch als ein nicht gleichberechtigter Partner angesehen. Der Mann trägt gegenüber der Frau die Nase noch viel zu hoch. Er kann von dem Himmel noch nicht loskommen, daß er der

Herr der Schöpfung

ist. Diese Einstellung des Mannes ist aber bei den heutigen Verhältnissen nicht mehr haltbar. Der Dünkel der Männer gegenüber den Frauen wurzelt noch so tief, daß man sich wundern muß, wie langsam eigentlich gesellschaftliche Veränderungen verzapfte Anschauungen verdrängen. Die starke Ueberheblichkeit des Mannes gegenüber der Frau ist nicht nur im bürgerlichen Lager, sondern

auch innerhalb des Proletariats verbreitet.

Selbst der aufgeklärte, gewerkschaftlich und politisch organisierte Proletarier hat diese Ueberheblichkeit gegen die Frau, gegen seine Klassengenossin noch nicht abgestreift. Welche Versteigerungen der Mann sich gegenüber der Frau erlaubt, sei nur an einem Beispiel illustriert. Wie oft spricht doch der Mann davon, daß er seine Frau ernährt. Damit will der Mann zum Ausdruck bringen, daß die Frau ihm wegen seiner Wohlthätigkeit zu ganz besonderem Dank verpflichtet ist. Als der Mann noch nicht verheiratet war, da fiel es ihm nicht im mindesten ein zu sagen, daß er die Schlummermutter, bei der er wohnte, ernähre, daß er die Wirtin vom „Goldenen Huhn“, bei der er seine Mahlzeiten einnahm, ernähre, und daß er die Waschfrau Müller, bei der er waschen und flicken ließ, ernähre. Sobald aber der Mann heiratet, redet er ununterbrochen davon, daß er die Schlummermutter, die Wirtin vom „Goldenen Huhn“ und die Waschfrau Müller, die in seiner Frau in einer Person vereinigt sind, ernährt. Ich ernähre meine Frau...

Vordem war es für den Mann eine Selbstverständlichkeit, daß er

für die Dienste fremder Personen, für Wohnen, Essen und Sauberkeit, auch zu entsprechenden Gegenleistungen verpflichtet

war. Mit keiner Silbe mußte er auf, als ihm am Wochenende die Rechnungen präsentiert wurden. Es standen sich Leistung gegen Leistung gegenüber. In der Ehe ist es plötzlich anders; da ist der Mann der Herr und Gebieter, und die Frau ist die, die ernährt wird. Daß sie aber darauf einen wohlbegründeten Anspruch hat, der eine Gegenleistung für die dem Manne geleisteten Dienste darstellt, das vergißt der Mann. Die Frau muß sich Essen und Kleidung, das ihr der Mann gewährt, verdammte redlich verdienen. Ist nicht die Frau vom grauen Morgen bis zum sinkenden Abend auf den Beinen und wirkt und schafft, kocht und putzt, flickt und wäscht? Und für wen? Doch nur für den Mann. Und da versteigt sich der Mann zu der Ueberheblichkeit: Ich ernähre meine Frau. Der Mann kann erst davon sprechen, er ernährt seine Frau, wenn diese ihm zu keinen Gegenleistungen verpflichtet ist. Innerhalb der Arbeitnehmererschaft kommt dies aber überhaupt nicht vor. Selbst bei günstigen Verhältnissen kann man

darüber streiten, ob der Mann die Frau, die er gerade sein Eigen nennt, ernährt; denn auch hier werden von der Frau ganz bestimmte Gegenleistungen vom Manne verlangt.

Nur dadurch, daß heute die Frau dem Manne kocht, wäscht usw., nur dadurch wird

er in den Stand gesetzt, seiner Arbeit, seiner Beschäftigung und damit seinem Verdienst nachzugehen.

Das Haushaltsgeld, das der Mann der Frau am Jahrestag übergibt, stellt doch nur die Summe dar, um damit die Befürsorgungen treffen zu können, die zur Wiederherstellung seiner Arbeitskraft notwendig sind; daß in dieser Summe auch die Summe für die Wiederherstellung der Arbeitskraft der Frau mitenthalten ist, liegt auf der Hand. Wenn der Mann nicht verheiratet wäre, so müßte er eben durch fremde Personen die Wiederherstellung seiner Arbeitskraft besorgen lassen. Wie aber kommt es, daß

die Tätigkeit der Hausfrau nicht gewertet wird?

Dies kommt daher, daß im Kapitalismus nur jene Arbeitskraft im Kurs steht, die profitierzeugend im kapitalistischen Produktionsprozeß steht. Da die Hausfrau für den Kapitalismus nicht profitierend tätig ist, ist ihm die Hausfrauentätigkeit eine nebensächliche Angelegenheit. Der Mann glaubt natürlich, jene Einstellung des Kapitals übernehmen zu können. Wenn auch die Hausfrau keine produktive Arbeit im Sinne der kapitalistischen Profitwirtschaft leistet, so leistet sie, und das sei hier ganz besonders betont, nichtsdestoweniger eine

gesellschaftlich notwendige Arbeit.

Die Tätigkeit der Frau im hauswirtschaftlichen Sinne wird immer eine gesellschaftlich notwendige, d. h. eine unentbehrliche sein. Und eine Wirtschaftsordnung, in der nicht mehr der Profit Trieb der Wirtschaft ist, sondern die Befriedigung der Bedürfnisse der Menschen, da wird die Tätigkeit der Hausfrau die Wertung zuteil werden, die sie auf Grund ihrer gesellschaftlichen Notwendigkeit zu beanspruchen hat. Dann wird der Mann es als eine Selbstverständlichkeit auffassen, daß in dem Sozialprodukt, welches ihm die Gesellschaft zur Verfügung stellt, auch enthalten ist das Sozialprodukt für seine im Hauswesen tätige Frau, die dort gesellschaftlich notwendige Arbeit verrichtet. Auch heute schon sollten sich die Frauen gegen die Anschauung der Männer zur Wehr setzen, daß der Mann die Frau ernährt. Lorenz Popz.

Die moderne Frau im Roman.

Arbeiterin — Geliebte — Mutter.

Wer in der Dichtung, besonders im Roman, die Widerspiegelung der Zeit sucht, der muß, vor allem in Deutschland, eine merkwürdige Tatsache feststellen. Die Auseinandersetzung mit der Gegenwart und ihren sozialen Konflikten — auch auf anderen künstlerischen Gebieten z. B. in der Volksbühne heiß umstritten — ist im deutschen Roman noch kaum zu finden. Die stärksten Auflageziffern der letzten Jahre hatten historische Romane und auch die großen Erfolge der Kriegsromane galten der nahen Vergangenheit. An dem Menschen der Gegenwart geht die moderne Literatur gerade in Deutschland noch in sehr starkem Maße vorbei — vielleicht ist es eine Flucht vor eigenen Nöten, vielleicht braucht man noch mehr Abstand und Klärung, um gestalten zu können. Vor allem aber zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß

die deutsche Dichtung von der Frau der Gegenwart völlig abseht.

Fast alle großen deutschen Romane der letzten Jahre sind Männerromane, stellen Männerschicksale und Männerprobleme dar. Das Streben nach Sachlichkeit und Unsentimentalität verdrängte zwar den Liebesroman alten Schlages, überließ aber, daß inzwischen ein neuer Frauentyp herangewachsen war, der nicht nur Geliebte oder Mutter war. Die Wandlung in der Stellung der Frau, die der ganzen Generation und darüber hinaus der Familie, der Wirtschaft und der Gesellschaft ihren Stempel aufgedrückt hat, finden wir heute in einer Fülle von Büchern und Broschüren über Ehe- und Sexualreform, über Erwerbsarbeit und Arbeiterschutz usw. wiederspiegelt. Aber in der Romanliteratur, wenigstens in Deutschland, ist das moderne Frauenschicksal noch wenig zu finden. Ich meine nicht die bürgerliche Dame der Unterhaltungsromane, sondern solche Frauengestalten, wie sie z. B. Käthe Kollwitz gemalt hat.

Die neue Frau: wenn man das, was sie kennzeichnet, im Gegensatz zu dem vergangenen Typ auf eine Formel bringen will, so könnte man sagen, die Frau in Wirtschaft und Gesellschaft, die aus dem engen Kreis von Haus und Familie herausgerissen ist. Die Macht, die diesen Umschwung bewirkt hat, war die Industrialisierung, der gesteigerte Kapitalismus. Dieser unwillkürlichen Entwicklung zur Erwerbsarbeit und äußerer Unabhängigkeit folgte die freiwillige Entwicklung zur geistigen Selbständigkeit. Aber mit der Erreichung dieser Ziele traten bald neue Konflikte und Krisen in der Bordergrund. Denn der Frau mit den neuen Aufgaben waren die alten Aufgaben ihres Frauenschicksals geblieben. Der Konflikt zwischen beruflich-häuslicher Selbständigkeit und weiblicher Gebundenheit ist das typische Schicksal der modernen Frau. Diese Entwicklungslinie der Frau, die etwa den Zeitraum der letzten fünfzig Jahre umfaßt, läßt sich auf den Spuren der Literatur in immer vereinzelteren Erscheinungen verfolgen, je näher wir der Gegenwart rücken. Als vor etwa fünfzig Jahren Bebel's Buch „Die Frau und der Sozialismus“ erschien, standen gleichzeitig

Ibsens Frauengestalten

im Brennpunkt der Auseinandersetzung und entfalteten ihre Werkkraft für den Befreiungskampf der Frau. Noch sang man zwar „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben“, während in Wirklichkeit doch schon Tausende von Proletarierinnen an den Textilmaschinen ganz anderes zu weben hatten als himmlische Rosen und dafür einen Hungerlohn statt der Ehren bekamen. Aber im wirtschaftlichen Kampf war die Frau viel zu eng in den allgemeinen Kampf der Arbeiterklasse gegen den Kapitalismus verflochten, um eigene geistige Rechte durchsetzen zu können. Neben Bebel war Ibsen einer ihrer tatkräftigsten und wirkungsvollsten Helfer. Seine Nora, die Frau, die Mann und Kinder verläßt, um Eigenes zu leisten, wurde zum Symbol der um ihre geistige Freiheit kämpfenden Frauen, sie hat eine Schar von lebenden Noras aufgerüttelt. Das Geschrei um Nora war groß, und gerade auf dieser empörten Anfeindung beruhte nicht nur Ibsens Erfolg, sondern die Wirkung auf die lebende Frauengeneration. Das gleiche Schicksal, das schmerzhafteste Losreißens aus dem bürgerlich-begrenzten Heim zu eigenem selbstbestimmten Dasein spiegeln noch Jahrzehnte später

die Lebenstomane hervorragender Frauen,

wie Lily Braun in ihren „Memoiren einer Sozialistin“, Helene Böhlau in „Isebles“, Ricarda Huch in ihren ersten Romanen oder die (später erschienenen) Briefe und Tagebücher der Franziska von Reventlow. Es ist das typische Schicksal der — bürgerlichen — Frauengenerationen um Wende und Anfang des neuen Jahrhunderts, es findet lebendigen Ausdruck im Roman. Zwanzig Jahre später — haben sich die Dinge grundlegend verschoben, aber es scheint, daß die Probleme nur auf anderer Stufe wiederkehren. Krieg und Revolution haben auch für die Frau entscheidende Wandlungen gebracht. Ihr Niederschlag in der Literatur fehlt in Deutschland fast völlig. Es ist nicht klar, warum hier die Sprache versagt, ob man der Wandlung geistig noch nicht gewachsen war oder erst Abstand braucht, um gestalten zu können.

Die erste Stimme dieser neuen Frau im Roman kommt nicht zufällig aus Rußland.

Aber so groß wie jeherzeit das Geschrei über die romantisch-hysterische Herzlosigkeit von Nora ist heute das Kopfschütteln vieler über die Handlungsweise dieser modernen Heldin eines modernen Romans, der Dasha aus dem russischen Roman „Zement“ von Gladkow. Auch Dasha verläßt ja wie fünfzig Jahre vor ihr Nora Mann und Kind, um eigene Arbeit zu leisten. Aber welch ein Schritt von Nora zu Dasha! Nora ist ein Bürgerweibchen voll unklarer Sehnsucht nach dem Wunder, Dasha ist die durch das schwere Leben gereifte Proletarierfrau mit dem klaren Ziel vor Augen. Trotzdem verbindet beide trotz ihrer meilenfernen Welten ein gleicher Drang nach Freiheit und eigener Leistung, nur daß die eine noch gebunden ist an eine untergehende bürgerliche Welt, während die

andere eingeordnet ist in die vorwärtsdrängende Kampffront der sozialistischen Bewegung. Die Konflikte haben sich bei Dasha verschoben, neue innere Konflikte sind entstanden. Ob sie vielleicht der Generation in 50 Jahren ebenso fremd sein werden wie uns heute Noras Konflikte? An dem Uebergang von Nora zu Dasha haben viele Frauen gearbeitet und geklitten. Aber so wie damals Nora als der Typ der neuen Frau galt, gegen die sich die Mehrzahl der Frauen noch gewehrt hat, so ist vielleicht auch heute Dasha der Typ der neuen Frau von heute und von morgen, die wir noch mit Zweifel betrachten, die Wege geht, die uns noch neu sind und von denen wir heute noch nicht wissen, ob sie nur Uebergänge und Krisen sind, die die russische Frau gewissermaßen als Experiment für ihre Schwestern leidet, oder ob hier auch unsere zukünftigen Wege liegen. Das gilt vor allem auch für die Wege zu einer neuen Geschlechtsmoral. Es sind wieder die Russen, die den Mut haben, diese Konflikte der modernen Frau mit allen Fehlern und Irrwegen zu zeichnen. Vielleicht am klarsten ist die Wandlung und das Suchen der heutigen Frau in einer Novelle von Alexandra Kollontaj gezeichnet.

„die Liebe der drei Generationen“.

die in drei Personen, Großmutter, Mutter und Tochter, zeigt, wie sich der Schwerpunkt in den Konflikten der letzten 50 Jahre verschoben hat: man könnte etwa sagen vom Konflikt der Pflicht in der Familie bei der Großmutter zum Konflikt der Liebe und des Individualismus bei der Mutter zum Konflikt der selbständigen Arbeit und der großen Gemeinschaft bei der Tochter. Aber dieser Frau von heute, der Tochter mit ihrer Abkehr von der Liebe steht die Mutter ratlos gegenüber. Ist das die neue Moral? Vielleicht ist auch diese „neue Moral“ nur eine Krisenerscheinung, eine Reaktion gegen allzu viel Gefühl, vielleicht findet in Zukunft sich die Lösung zwischen eigener Arbeit und Liebe, die beiden Ansprüchen gerecht wird. Aber dieses

Hervordringen der eigenen erarbeiteten Selbständigkeit vor der abhängig machenden Liebe

ist durchaus nicht nur für die revolutionären russischen Frauengestalten typisch. Ganz im Gegensatz zur russischen Proletarierin und doch ihr ähnlich verkörpert sie eine andere Frauengestalt eines modernen Romans, eine Westeuropäerin bürgerlicher Herkunft, die Annette aus den Romanen des Franzosen Romain Rolland. Hier hat die moderne Frau im modernen Roman ohne Ueberspizungen und Uebertreibungen ihre Verkörperung gefunden. Wie diese Frau am Leben reißt, wie sie den Krieg erlebt, sich durch den Beruf durchkämpft, wie sie sich zur Menschlichkeit durchringt, wie sie bei aller Selbständigkeit und Sachlichkeit und — wenn man es so nennen will — Unweiblichkeit bewußt Frau und Mutter bleibt — das mag vielleicht der klarste europäische Typ der heutigen Frau sein. Vielleicht hat die moderne Literatur

das Mutterproblem etwas zu sehr in den Hintergrund gedrängt.

Es ist wohl nirgends so erschütternd dargestellt wie in Gorkis Roman „Die Mutter“. Hier ist wirklich eine von den Gestalten der Käthe Kollwitz lebendig geworden. Es ist eine ganz unsentimentale Verklärung von der Kraft der Mutterkraft, wie sie reiner auch nicht in der Legende der Muttergottes dargestellt ist. Es ist die namenlose Proletarierfrau unserer Tage und Gorki hat ihr ein ebensolches Denkmal gesetzt wie es das Denkmal des unbekanntem Soldaten in Paris ist. Liebe, Mutterkraft, Beruf: um diese drei zentralen Probleme gruppiert sich das Schicksal der heutigen Frau, gleichgültig ob das eine oder andere im Vordergrund steht oder ganz fehlt. Aus dem Sineingreifen dieser Probleme ergeben sich die Konflikte. Das typische Berufschicksal der modernen Frau innerhalb der rationalisierten Wirtschaft gestaltet als einer der ersten der Amerikaner Sinclair Lewis in seinem Roman „Der Erwerb“. Keine große Tragödie, nur ein tapfer sich wehrendes kleines Schicksal zeigt er in dem Auf und Ab zwischen Bureau und lärglicher Freude — eine Stenotypistin, eine Durchschnittsberufsfrau der Masse — das unromantische und tapfere Leben der Frau von heute, so und nicht anders ist es, wenn auch amerikanisch gefärbt und zum Schluß mit einem ganz unprogrammatischen happy end entgleist. Aber es bleibt alles in allem das typische Schicksal einer modernen berufstätigen Frau. Es bleibt auch, alles in allem und erst vereinzelt, das Bild der heutigen Frau in der künstlerischen Gestaltung des Romans festgehalten.

Nur der deutsche Frauenroman der Gegenwart fehlt.

Man wird nicht etwa glauben, daß der romantisch-süße Roman der Helene Willfüer von Widj Baum Anspruch darauf erheben kann, ein typisches Bild der modernen Frau zu zeichnen. Eine befriedigende Erklärung, warum der deutsche Roman an der heutigen Frau vorbeigeht, ist nicht zu finden. Hier ist ein Stoff, der es wert ist, gestaltet zu werden. Wir warten darauf! Susanne Suhr,

Kinder einer besseren Straße.

Eine merkwürdige Straße ist das hier draußen — gerade, wo der reichste Distrikt der Stadt sein gutbürgerliches Gesicht verliert. Zwischen ihre beiden Seiten schiebt sich der lange, schmale Streifen eines Parks, der noch vor zwanzig Jahren auf der einen Seite ein Hofesfeld, auf der anderen ein verwildertes Bauergarten war. Und es gibt genug unter den Mietern, die diesen Zustand noch gekannt haben. Denn hier draußen war man Vorstadt, an der breiten ehemaligen Dorfstraße lag noch der ehemalige Dorftrug; wer hier rauszog, sah auf dem „Kiez“ und hatte mit Berlin nicht viel zu schaffen: Kaufleute, deren Firmen von hier aus gut zu erreichen waren, Handwerker und Beamte. Allen war eins gemeinsam: Sie wollten gern „was Besseres“ sein. Im Vorderhaus hielten sich zwei, drei Familien sogar ein Dienstmädchen zu ihrer Dreizimmerwohnung, und wenn man im Gartenhaus wohnte, dann ging man doch mindestens mit dem Hut auf einholen, um ja nicht von der gnädigen Frau im Vorderhaus abzustechen, oder man sah mit seinem Kinderwagen genau so lange im Park, wie es sich die aus dem Vorderhaus leisteten. Nein, man gehörte nicht zu den Proleten — die wohnten da oben, auf dem „Sandberg“ —, hier war man „was Besseres“. Und man kannte sich, jeder kannte den andern mindestens vom Ansehen, und es gab genug forschungseifrige Gemüter, die sogar ganz genau mit den Familienvhältnissen aller andern Bescheid wußten — selbst wenn die sie ihnen gar nicht erzählt hatten. Und man kannte die Kinder, die im gleichen Jahrgang mit den eigenen standen.

Dann kam der Krieg, und selbst die, die schon längst gern dem „alten Klatschnest“ den Rücken kehren wollten, blieben nun, durch Krieg und Wohnungsnot hier festgenagelt. So sah man die Kinder groß werden, waren mal alles nette, kleine Purzel von zwei, drei Jahren, spielten im selben Sandkasten . . . und von dem, was aus ihnen wurde, soll hier erzählt werden.

Hans.

Seine Eltern gehörten zu den richtigen feinen Leuten, und als er noch ein Junge war, vor dem Krieg, hielt sich die Mama ein Dienstmädchen und konnte stundenlang mit ihm im Park sitzen. Er war der einzige Junge, und sollte es eigentlich auch bleiben. Aber der Mensch denkt . . . und als Hans schon ein großer Junge von zwölf Jahren war, kam noch mal ein Schwesterchen. Das war nur bestimmt das letzte Kind! Als Evi drei Jahre war, verschenkte die Mutter all das für sie neuangeschaffte Kinderzeug, sie würde es ja bestimmt nicht mehr brauchen, und in dieser harten, letzten Zeit des Krieges war doch jede Windel eine Kostbarkeit. Ein Jahr später mußte sie alles wieder neu kaufen, denn Klaus meldete energisch sein Erscheinen an . . . Nun sind da drei Kinder. Das Gehalt des Vaters hat die Firma nach der Inflation recht unzureichend „aufgewertet“ — aber man muß still sein, wenn man auf dem Arbeitsmarkt nur noch ein „älterer Angestellter“ ist. Natürlich sollte Hans studieren: das hatte er in all seinen Jungsjahren gehört. Aber ach! Nun reichte es zu keinem auswärtigen „Bummelsemester“, oder zu irgendeinem „leudalen“ Studium. Es sind ja noch zwei Kinder da . . . Da ging der Junge hin und wurde Werkstudent. Zu Haus darf er wohnen und essen: alles andere muß er selbst schaffen. Im Sommer arbeitet er auf Gütern, mal bei irgendeinem industriellen Unternehmen, mal bei der Post. Er muß ja nicht nur sein Studium bezahlen, auch die Verbindung kostet Geld. Und in der Verbindung muß man schon sein, schon wegen der Beziehungen, die man auch in der Republik nicht entbehren kann. So trägt Hans die Farben und die Mensurkappe und ist schrecklich stolz auf seine Schmieße . . . und merkt gar nicht, daß er eigentlich gar nichts anderes ist, als ein Prolet, der seine Jugend drangibt, um mal „was Besseres“ vorzustellen. Fürchterlich national ist er außerdem, natürlich, er ist ja ganz was anderes als so'n gewöhnlicher Arbeiter, so'n Kaschube auf dem Gut . . . trotzdem er von allen Seiten genau so ausgebeutet wird. Er ist ja aus der Straße, in der die Leute „was Besseres“ sind . . .

Liselott.

Fürchterlich! Die armen Kinder konnten einem leid tun! Die Mutter war entschieden verrückt! Der Mann — so'n netter, feiner, ruhiger Mann, war wirklich höherer Beamter — hatte ganz recht, sich von der Frau scheiden zu lassen. Die ging ja zu den Roten! Und die Kinder — wo sie doch beide eine höhere Schule besuchten — schickte sie auch hin: in den Arbeiterturnverein! Und es war ganz recht, daß man der verrückten und unmoralischen Person die Kinder wegnahm, wenn auch der Mann im Gerichtsurteil für schuldig erklärt war — daß diese Frau schuldig sein mußte, war so klar, daß sich die recherchierende Fürsorgerin des Jugendamts nur nach dem Urteil der Nachbarschaft richtete und sich die Frau überhaupt

gar nicht ansah . . . Merkwürdig, wie diese Mutter zu so netten, hübschen, frischen Kindern gekommen war! Besonders das Mädel war ein schöner, temperamentvoller Kerl, frisch und voll Leben . . .

Und nun war sie beim Vater. Der hatte ihr ja so viel versprochen, wenn sie fest zu ihm halten würde: eine Reise nach Italien gleich nach der Schule und dann nach Spanien, fremdsprachliche Korrespondentin sollte sie werden. Das war doch was anderes, als die dumme Rede der Mutter: „Wir werden alle arbeiten, und dann werden wir schon auskommen!“ Da hatte sie zum Vater gehalten und zu der Frau, die er bald nach der Scheidung heiratete. Aber dann: Das Geld wurde noch viel rarer, als sie gedacht hatte . . . die neue Mama wollte als Frau eines höheren Staatsbeamten nicht schlecht leben — dazu hatte sie ihn nicht geheiratet. Gar zu viel blieb für die beiden Kinder nicht übrig, trotzdem sie der Vater nun im Haus hatte, „wo sie doch immerhin billiger kamen als in einer Pension“. Und als das Mädel aus der Schule kam, da brachte er sie in ein Diakonissenheim zur Ausbildung. Das kostete nicht viel und sie war doch immerhin „was Besseres“. Und Liselott fügte sich. Der Papa war ja auch rechtzeitig mit den beiden Kindern wieder in die Landestirche eingetreten . . . denn die Roten schienen doch nicht das richtige Pferd zu sein, um alles drauf zu setzen — das mochten Berrückte tun, wie keine erste Frau.

Liselott geht in Schwestertracht: fünf Jahre väterlicher Erziehung haben ihr Wert getan. Daß sie mal im Arbeiterturnverein mit den andern frisch, froh und lustig war, ist ihr eine peinliche Erinnerung. Wenn auch die Tracht ihr mal unbequem sitzt: man sieht doch gleich, daß sie was Besseres ist. Die Jahre, in denen die Haube drückt, kommen erst . . . Und sie ist ja aus der Straße, in der man „was Besseres“ ist.

Bertie.

Der Vater stand in der Arbeiterbewegung, die Mutter freilich hielt nichts davon. Er war ein ruhiger, solider Arbeiter, was hatte er sich damit abzugeben! Sauber wie ein Schmuckkasten war die Wohnung, und wenn man auch im Gartenhaus wohnte — seine gute Stube hatte man drum doch. Berrückt war er, sich mit all diesen Dingen abzugeben, die ihn absolut nichts angingen. Durch den Krieg war er gut reklamiert gekommen — und nun wollte er absolut Revolution spielen! Er sollte sehen, daß er vorankam, damit Bertiechen mal was Besseres werden konnte! Vorläufig konnte man ja nichts weiter für das Kind tun, als daß man es eben in der Kleidung immer so sein hielt, daß es neben den Kindern der feinen Leute durchaus bestehen konnte: bildsauber und immer in Sachen, so teuer, wie man es gerade noch erschwingen konnte; die blonden Haare pflegte die Mutter immer mit besonderer Hingebung. Bertie war ein niedliches Mädel — gar nicht ihrem Vater ähnlich, gestand sich Frau Trude manchmal, denn Otto war doch schon recht alt und schön war er nie gewesen; sie hatte den bedeutend älteren Mann in einer Art von Torschlusspanik geheiratet.

Bertie wurde größer, merkwürdig frühreif war die blonde Kleine. Aber der Vater, der den ganzen Tag auf Arbeit war, sah nicht, wie sich das kaum zwölfjährige Mädel mit halbwüchsigen Jungen im Haus herumdrückte, hörte nicht die manchmal recht groben Redensarten, die unter dieser Gesellschaft im Gebrauch waren. Und Frau Trude beschützte ihre Bertie vor jedem väterlichen Zornesgewitter. Lieber wartete sie an der Haustür und warnte, wenn der Vater schon oben war. Dann fuhr sich Bertie noch mal schnell mit dem Taschentuch über Wangen und Lippen — das brauchte der Vater nicht sehen, daß sie heimlich schon mal Lippenstift und Puder anwendete. Die Mädchen aus der höheren Schule taten das auch — und sie war doch immerhin Mittelschülerin und kam in einem Vierteljahr heraus! Und sie kam heraus. Bald genug kam sie ins Geschäft, in ein besseres natürlich — seine Herrenartikel. Das hübsche, zierliche blonde Mädel fiel bald auf ihren Besorgungsgängen auf — und bald machte sie die ersten „Herrenbekanntschaften“. Sie ließ sich einladen — mal zu einer Tasse Kaffee, mal zu einem kleinen Ausflug. Ja — und mal zu einer kleinen Autofahrt. Da war doch nichts bei? Verböhrt von den Leuten, dabei was zu finden. Die moderne Jugend war eben frei, und so ein Amerikaner hatte doch ein großes Buch darüber geschrieben — und die Mädchen aus der höheren Schule machten es auch alle nicht anders. Na ja, es waren die Freunde ihrer Brüder, mit denen sie gingen. Aber war Bertie etwa schlechter, weil ihr Vater ein Arbeiter war?! Was Besseres sollte Bertie werden, und wenn die Mutter sie hundertmal gegen ihren Vater decken mußte!

Bertie wurde was Besseres. Heute morgen ging sie vor mir her; die kaum Siebzehnjährige sah wie ein Pastellbild aus — natürlich benutzte sie nur besseren Puder. Die rasierten Augen-

brauten waren fein nachgezogen, die Lippen distret gefärbt. „Sie geht ins Geschäft,“ sagte die Mutter; zwar nicht mehr in das gleiche — sie ist nun im Kontor bei einem Herrn. Sie wird bestimmt Sekretärin oder sowas. Sie ist ja aus der Straße, in der man was Besseres ist.

Emil und Gise.

Der Emil war ein netter Junge. Gerade sowas konnte man im Hause gebrauchen, wo sich zwar die meisten Damen kein Mädels mehr hielten, aber doch nicht gern mit dem Mülleimer auf den Hof gingen. Da war Emil immer bereit, mal für'n Groschen den Eimer runterzutragen oder einen kleinen Gang zu tun — alle Kinder von Portiers haben ja das Schicksal, als jedermanns kleine Diensthöfen groß zu werden. Denn so ungeschicklich werden doch die Eltern nicht sein und ihren Kindern noch dazu den hübschen Nebenverdienst nehmen! So trug Emil Mülleimer und Koffen, so standen seine Schwestern am Abwasch, wenn die Damen mal was vorhatten. Sie spielten wenig mit den anderen Kindern auf der Straße; ihre Mutter hatte keine Zeit, mit ihnen im Park zu sitzen — und nachher waren sie vormittags in der Schule und nachmittags in irgendeinem fremden Haushalt. Viel dran war ja an den Kindern nicht. Emil war ein spärliches, blaßes Bürschchen, und Gise ein ebenso blaßes, spärliches Mädels, das sich glücklicherweise wenigstens die O-Beine schon ausgewachsen hatte, an denen die jüngere Schwester noch laborierte. Beide litten durch die Schule, kein Mensch beachtete sie. Portierkinder — was sollte aus denen werden, vier Kinder in einer Arbeiterfamilie! Emil wäre gern

Kunststicker geworden, aber wie sollte man das durchhalten! Da mußte man froh sein, daß ihn der Bäcker nahm, weil er für seinen Lehrling keinen Schlafplatz hatte und Emil bei seinen Eltern schlafen konnte. Gise ging mal hier, mal da zur Arbeit; zu einer richtigen Lehrstelle langte es bei der ganz und gar nicht.

Bloß eins war komisch: die gingen beide in den Arbeiterturnverein. Schon als Kinder. Und dann waren sie in der Arbeiterjugend. Bierzehn waren sie — dann fünfzehn, sechzehn, siebzehn Jahre: mit einmal kriegten die Leute Flugen. Das war merkwürdig; aus dem Emil war ein breitschultriger, junger „Laischer“ geworden, keine Spur von Bäckerbeinen, die alle dem kleinen Bürschchen prophezeit hatten. Und Gise ist ein schlankes Mädels, und wär's nicht so komisch und übertrieben bei so einem Arbeitermädels, man könnte wirklich sagen, daß sie sich in ihren billigen Feschen nach einem ganz persönlichen Geschmack kleidet — ein hübscher Kerl ist sie geworden. Und beide haben ihren steifen Aerger von wegen der Postil und zanken sich tapfer durch alte und junge Bonzen durch — so was, diese Naseweise! Das kann natürlich nur bei so ganz gewöhnlichem Arbeitervolk passieren, da haben die jungen Menschen an nichts anderes zu denken. Es sind ja recht nette Kinder, die beiden — aber nie im Leben werden sie was Besseres werden — darüber ist sich die Nachbarschaft einig. Es sind eben ganz gewöhnliche Arbeiterkinder, und darum ist es gut, daß die Eltern jetzt in eine andere Straße gezogen sind. Denn die Kinder paßten eben — so nett sie sind — doch nicht in eine Straße, in der nur bessere Leute wohnen.

R. Ewald.

Der Bengel ist an allem schuld!

Ursache und Wirkung.

Bei Schultes wollte es mit dem Gas nicht klappen. Es brannte, als ob es verlöschen wollte. Es sei zum „aus der Haut fahren“. Frau Margarita sagte es zu ihrem Gatten. Und Herr Schulte sah, daß sie ihre Behauptung am liebsten durch die Tat erhärten hätte. Aber so ungeduldig sich Frau Schulte gebärdete, so sehr es sie an allen Orten juckte, ihr zartes Fell war solide angewachsen.

Herr Schulte aber meinte: „Das wird doch kein Hegenwert sein!“, nahm einen Stuhl, ließ sich eine Kanne Wasser reichen und goß dieses in die Gasuhr. „So,“ sagte er, „nun wird sich's wieder haben!“

Aber „es hatte sich nicht“. Das Flämmchen glotzte mühselig weiter. „Na, siehst du! So eine Wirtschaft!“ jammerte Frau Schulte. „Ihr sollt euch ja nicht wundern, wenn ich einmal davonlaufe!“ Es wunderte sich zunächst niemand. Sie machte diese Drohung sowenig wahr, wie die schauerliche des „aus der Haut fahrens“.

Doch Herr Schulte schlich beschelden wie ein begossener Pudel von dannen. Er lief auf das Gaswert und bestellte einen Fachmann. Dieser Mann kam anderen Tages um die Mittagszeit.

„Wer ist an der Gasuhr gewesen?“ schnaubte er.

„Wer sollte dran gewesen sein? Niemand.“ Frau Schulte sagte es spitzig, herausfordernd. Sie ließ sich doch von diesem Menschen im blauen Kittel und mit dem Schutzmannston nicht ins Bockshorn jagen.

„Wer hat da mit Wasser probiert, he? Bei dem können Sie sich bedanken, wenn Sie mit samt Ihrer Bude in die Luft fliegen! Ein Zuchthäusler ist das! Das sage ich.“

Nun war es um Frau Margaritas Fassung doch geschehen. „In die Luft fliegen? Zuchthäusler?“ schrie sie. „Na, warte! Dem werd' ich es aber geben, wenn er heimkommt!“

Und gerade in diesem Augenblick kam „er“ heim.

„Was willst du mir geben?“ sagte Schulte. Die Frage klang nicht, als ob er auf einen Kuß hoffe oder auf eine irgendwie zärtlich geartete Begrüßung. Sie aber jammerte: „Da heiratet man ahnungslos. Und eines Tages fliegt man in die Luft. Hat man einen Verbrecher, einen Zuchthäusler —“

Was sich nun entwickelte, war eine der „ehelichen Aussprüche“, die unter Geschrei und Getöse vor sich gehen. Schultes waren im Verlauf dieser „Unterredung“ längst von der Gasuhr abgerückt und hatten einander alles, was sich im Verlaufe einer 15jährigen Ehe an Menschlichem im Leben des einzelnen ereignete, an den Kopf geschmissen. Klatsch! Jeder Wurf sah.

Schließlich schrie die Frau: „An allem ist der Bengel schuld!“ Damit meinte sie den 15jährigen Sohn, auf den ihr Blick in der Not um weiteren Zündstoff gerade fiel, der sich auf dem Sofa kümmerle und ihr den Eindruck machte, als kümmerere er sich den Deut darum, daß sein Vater ein Zuchthäusler sei, die Mutter aber um ein Haar in die Luft, weiß Gott wohin, geflogen wäre.

Vater Schulte folgte prompt der empfangenen Anregung und überschwenkte mit seinem empörten Redestrom nun ein neues Gebiet. „So, Bürschlein!“ schnaubte er gegen seinen erstaunten Sohn. „Du machst mir heute nachmittags 30 Rechenaufgaben! Damit du nicht auch ein Zuchthäusler, ein Verbrecher wirst! Damit du auch weißt, wozu der Mensch auf der Welt ist, damit —“

„Es ist ja auch wahr,“ sagte Frau Schulte. „Ich plag' mich, und der kümmerst dich auf dem Sofa herum als ob ihn auf der Herrgottswelt nichts angeinge, als ob der Mensch zum Amüsengang auf der Welt wäre —“

Seht, da ein Bligableiter gefunden war, ließ die Wucht des ehelichen Gewitters nach. Als Mag, der Sohn, wie ein Lamm, das zum Schlachten geführt wird, seine Schulmappe herbeischleppte, und das Rechenbuch aufschlug, grollte das Wetter nur noch leise und ungefährlich, wie ganz von ferne. Es war gnädig vorübergegangen für die Eltern. Bei ihm nur hatte es eingeschlagen. Die Alten richteten sich bereits dankbar, vergnügt zum erfrischenden gemeinsamen Spaziergang in der gereinigten Atmosphäre, als Mag erst an Nummer 3 seiner Aufgaben laute.

Schickal — —!

A. H.

Ein seltsamer Hochzeitsbrauch hat sich lange auf Rügen und in Pommern erhalten. Auf der Hochzeit erschien ein Mann in ein Bärenfell oder ein anderes Fell gehüllt und den Leib mit Stroh umwickelt. Er brummte zunächst vernehmlich, legte dann die Bärentracht ab und hielt dem jungen Ehemann eine Rede, in der er ihn aufforderte, immer freundlich zu seiner Frau zu sein. Dieser Brauch wird mit einer alten Heilmassage erklärt, nach der ein junger Ehemann, der immer brummig und unfreundlich gewesen war, zur Strafe von seiner Schwiegermutter auf zehn Jahre in einen Bären verwandelt wurde. Als er nach zehn Jahren als Langbär auf eine Hochzeit kam, verwandelte er sich wieder in einen Mann und warnte den jungen Ehemann vor dem Schicksal, das er selbst erlitten hatte. In Sammlungen pommerscher Sagen wird berichtet, daß dieser seltsame Brauch noch im 19. Jahrhundert vielfach geübt worden sei.

Auch ein Perlenerfah. Von dem persischen Schah Nasr Eddin wird berichtet, er habe auf seiner Europareise als besondere Kostbarkeit große Mengen weißer Perlen, die beinahe wie Perlen aussehenden, und bunte Schachteln voll Zahnpasta gekauft. Die Perlen wurden nach seiner Rückkehr in kleinen Glasflaschen auf Regalen im Schahhaus aufbewahrt, in dem sich sonst die köstlichsten Edelsteine verschiedener Art befanden. Ob vielleicht von den Perlen auch Schmuckfächer für die Frauen des fürstlichen Hauses angefertigt worden sind, wird leider nicht berichtet. Auch die Schachteln mit Zahnpasta wurden im Schahhaus aufgestellt. (Vom König Fuad von Ägypten sind ähnliche Ankäufe bei seiner Europareise nicht bekannt geworden.)

Weiblicher Staatsanwalt in Württemberg. Als erster weiblicher Staatsanwalt in Württemberg ist seit einigen Tagen Fräulein Dr. Müller am Landgericht in Tübingen tätig.